

Erntefeste und -gebräuche im Kanton Bern [Schluss]

Autor(en): **Freudiger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 35

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640225>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Wenn es einen Gott gibt, dann straft er die Frevler. Ich verabscheue mein eigen Volk, ja, ich verabscheue es.“

Der Haß und das Entsetzen, das über sie gekommen, verdrängte für Tage lang die Sehnsucht und den Schmerz über René's Fortsein. Der Strudel hatte auch sie erfasst und sie hoffte auf die Rache, die Frankreich an denen nehmen werde, die an all dem Elend, das über Europa eingebrochen, die Schuld trugen.

Die ersten Karten, die Hilda von ihrem Manne bekam, lauteten zuversichtlich und freudig, er hoffte auf ein schnelles Ende des Krieges und natürlich auf einen glänzenden Sieg, da ja alle Welt wider Frankreichs Erbfeind stand.

Nun kam eine Welle der Flut des Deutschenhasses auch an Hildas Haus. Die Fabrik war zwar geschlossen, aber es blieben einige Frauen der Ingenieure und Beamten zurück, die Hilda, die verhaßte Deutsche, in jeder Weise schmähten und es nicht versäumten, sie als Spionin anzuzeigen. Die Buben benützen die Gelegenheit, ihr die Scheiben einzuwerfen, bis der Maire vom Dorfe, wo Colette Anzeige erstattet, zum Schutze der Direktorsgattin Schritte tat. Aber Hilda hätte es nicht wagen dürfen, sich allein in der Umgebung zu zeigen, so erbittert waren alle gegen die Deutsche und verbreiteten die unglaublichsten Dinge, unter anderem, sie habe ihren Mann zum Verrat am Vaterlande verführen wollen. Es wurde erst besser, als ihre Hauptfeindin, die Frau des kaufmännischen Leiters der Fabrik, wegriefte. Colette bewunderte die Ruhe, mit der ihre Freundin all die Ungerechtigkeiten und Gemeinheiten ertrug. Hilda litt entsetzlich darunter, aber sie schwieg auch vor der Freundin und erklärte ihr nur einmal:

„Es ist gräßlich, aber ich darf nicht klagen, denn die armen Belgier müssen auch unschuldig leiden; was ich hier ertragen muß, ist noch gar nichts gegenüber den Opfern von Löwen.“

Wenn sie aber in den schlaflosen Nächten über alles nachdachte, dann schlich sich doch ein leiser Groll gegen die Unverständigen in ihr Herz, und sie begann sich zu sagen, daß ihre engeren Landsleute, die Schwarzwälder, unmöglich mit den Preußen in einen Topf zu werfen seien. Aber trotz allem fühlte sie, die Franzosen waren nun enger in ihr Herz geschlossen als nie zuvor. Es kam ihr vor, sie müsse sich am Morgen aufmachen und ihren Mann auffuchen, um nicht mehr von ihm zu weichen. Die abenteuerlichsten Pläne kreuzten ihr armes, gemartertes Gehirn und wichen erst von ihr, wenn der Morgen sie verscheuchte.

Treu hielt Colette zu ihr, die im Hause bei ihr wohnte, und die Stundenfrau, deren Mann auch in den Krieg ziehen mußte. Herr Lamien war Sergeant bei der Infanterie und schrieb seiner Frau in der ersten Zeit oft, aber durfte nicht sagen, wo er weilte, sie vermuteten nur, er sei in der Nähe von Paris, während René in den Alpen sich irgendwo befand. Herr Lamien riet den Frauen, das einsame Haus zu verlassen und nach Savoyen zu ziehen, wo sie sicher seien. Colette setzte alle Ueberredungskunst an, um Hilda zu bewegen, mit ihr nach Annecy zu ziehen, und oft schien es, Hilda sei entschlossen; aber als es drauf ankam, konnte sie sich doch nicht entschließen. Nein, Hilda konnte das Haus unmöglich verlassen, das die schönsten Erinnerungen an ihren Mann in sich schloß. Sie wollte seinen Garten, seine Bäume hüten und pflegen und alles, was ihm so lieb war. Sie wollte und sie mußte ausharren, auch dann, wenn die Freundin sie verlassen sollte. Colette aber verließ sie nicht, hätte sie unmöglich allein hier zurücklassen können. Sie war wirklich eine treue, opferwillige Freundin. Sie hofften beide auf das baldige Ende, denn die Franzosen drangen ja siegreich vor im Elsaß und in Lothringen.

(Fortsetzung folgt.)

Erntefeste und =gebräuche im Kanton Bern.

Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für Volkskunde, Sektion Bern, von Hans Freudiger.

(Schluß.)

„Heute hast du es gut getroffen. Wir haben Sichelten. Zwar ist die Getreideernte nicht mehr wie früher die größte Arbeit des Jahres und doch verdient es die große Sorgfalt, die wir immer noch darauf verlegen, daß wir nach Tagen strenger Arbeit, besonders wenn es viel ausgegeben hat, wie heuer, uns im engern Kreise etwas gütlich tun. Wir sind es dem guten Rufe des Hauses schuldig, und meine Mutter selig hat viel auf dem Sicheltenfestchen gehalten und gesagt, es gebe gar viele, die sich zum Voraus auf die Sichelten freuen, dieweil sie zu Hause selten Wein und Fleisch leben. Solche Mahlzeiten bilden den Glanzpunkt in dem Leben so vieler; würden sie aufhören, wäre es über dem Leben gar vieler als wenn alle Sterne erlöschen würden am Himmel. Es sei traurig, wenn über einem Leben keine andern Sterne stünden als Mahlzeiten. Aber es sei dumm, wenn man ihnen Wert und Bedeutsamkeit absprechen wolle. Eine Bäuerin, die nicht ihren Stolz darein setze, die Sichelten würdig zu begehen, mit der sei es nichts.“

„Wohl sind die Zeiten andere geworden,“ fährt der Bauer fort. „Der Getreidebau ist zurückgegangen, dafür läßt man immer mehr Gras an, der Viehstand nahm zu, die Käseerei schossen wie Pilze aus dem Boden. Jeder Kenner der Volkswirtschaft weiß, daß die neue Zeit Maschinen, Düngemittel u. fordert. Die Naturallohnung hört auf zu

sein. Der Bauer kommt ganz ins Fahrwasser der modernen Geld- und Kreditwirtschaft, er wird vom Weltwirtschaftsgetriebe erfasst, unser Betrieb wird immer arbeitsintensiver, eine ganz andere Produktionsrichtung wird uns aufgezwängt. Früher zog der Bauer die Haupteinnahmen aus verkaufter Lehware, wie gemästeten Kälbern, Ochsen, Schafen, hie und da verkaufte er auch ein Fohlen, aus Hanf und Flachs und etwas Getreide. Heute bildet die Haupteinnahmequelle die Milch, bezw. der Käse. Alles andere ist Nebensache, tritt vor jener zurück. Ich erinnere mich noch gut, als das erste fremdländische Getreide aus Amerika herüber zu uns kam, spottbillig war es zu kaufen. Wir Bauern sahen bald ein, daß dagegen nicht aufzukommen war, wir pflanzten weniger Frucht an, ließen dafür die Sauchelöcher größer machen, gingen zum Kunstfutterbau über, vermehrten den Viehstand, reduzierten die Zahl der Schafe und der Ochsen und hielten auf Milch, die in Form von Käse seit den 50er Jahren reißenden Absatz findet. Flachs und Hanf ließen wir auch fahren und so manch anderes.

Aber wiewohl wir heutigestags weniger Getreide bauen, eine wichtige Ernte ist die Getreideernte immer noch und so lange ich lebe, soll in meinem Hause am Schlusse dieser Ernte eine Sichelten stattfinden. Wer früher mit Speis und Trank an einer Sichelten apothekermäßig umging, der wurde



Die Ernte.

Léon Gand, Genf.

10 Stunden in der Runde verschrien und auf den Märkten wurden solche Meistersleute von den Dienstboten angesehen, als ob sie Hörner hätten. Hatte ein solches Meisterpaar etwa eine Tochter oder einen Sohn im heiratsfähigen Alter, so konnten sie sicher sein, daß immer, wenn sie an einer Türe anklopfen, eine böse Zunge dazwischen kam.

Früher gab es viel mehr fröhliche Anlässe in einem Bauernhause; ich erinnere mich noch gut an die „Brechtete“, die im Spätherbst stattfand. Auf einer Matte außerhalb des Dorfes fanden sich eine Anzahl Frauen ein, um mit der Breche Hanf und Flachs von den Dinkeln zu befreien. Landauf und landab erschallte das heimelige Geklapper von den sogenannten Brechpläken her. Daß es unter den Weibern lustig zuging und die Zungen liefen, kannst du dir denken. Gab es doch all das seit der letzten Brecheten Gehörte und Erlebte auszutauschen und der von der Bäuerin gespendete süße Schnaps (Brantwein mit Zuckerwasser) verhalf manchem Weibe zu ovalen Füßen. Heute baut man keinen Flachs und Hanf mehr, oder doch nur so wenig, daß es nicht der Mühe wert ist, davon zu reden. Die Brechete ist ganz in Abgang gekommen.“

Mittlerweile ist es Mittag geworden; wir hätten dem Bauer noch gerne lange zugehört, wenn nicht der Sohn aus der Predigt heimgekommen und die Tochter zum Alten gekommen wäre mit dem Bericht, das Essen sei fertig, die Leute stünden bereits vor dem Hause, sie rufe gleich zum Essen.

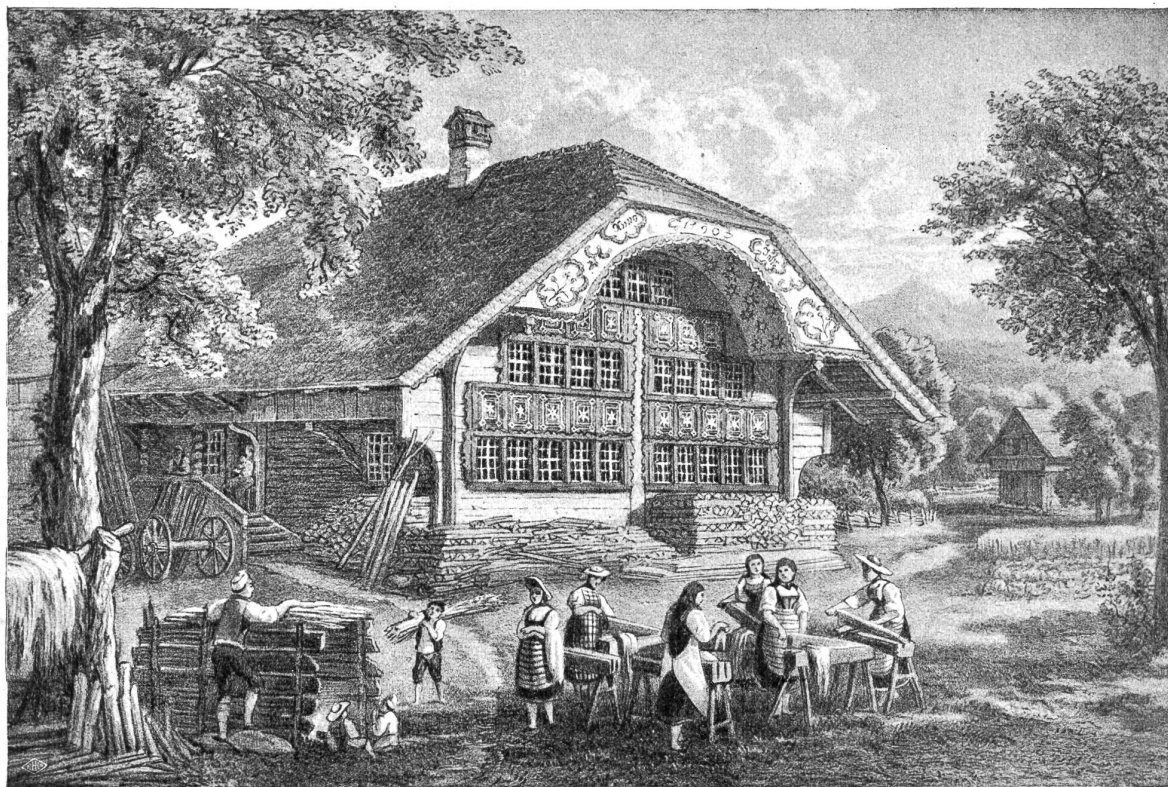
Bald sahen um den mit Blumensträußchen und Wehren geschmückten Tisch herum Meister, Söhne und Knechte und die „Tauner“ und ihre Kinder. Der Tisch ist sauber gedeckt, in der Mitte eine mächtige dampfende Schüssel mit Fleischsuppe und mehrere Tüpfen. Nach dem Tischgebet ging es ans Zulangen. Die Suppe war bald verschlungen, ihr folgte das sorgfältig zubereitete Voressen, dann Rindfleisch und Speck mit jungen zarten Bohnen, später Braten, Salat

und als letzte Fleischspeise zarte Hammenschnitten. Dem Wein in den schönen weißen Maßflaschen wurde tapfer zugesprochen. Meister, Söhne, Tochter, Dienstboten und „Tauner“ tranken gegenseitig lebhaft auf ihre Gesundheit und ihr Wohlergehen. Als Nachtiß kamen große Platten voll „Verhabne“ auf den Tisch, die in zweiter und dritter Auflage erschienen.

Während es zu Anfang des Mahles unter den Tischgenossen ziemlich schweigsam zuging, wurde nach und nach die Unterhaltung lebhafter. Die Jüngeren stimmten ein Lied an, und fanden sie Beifall, so ließen sie sich gerne herbei, weiter zu singen. Darauf begann das Tanzen. Ein schickiger Walzer, auf der Mundharfe vom Melker gespielt, vereinigte die Tochter des Hauses mit dem Tagelöhner, die Söhne mit den Mägden.

Bereits war es Abend geworden, als wir uns mit einigen Tagelöhnern erhoben und uns verabschiedeten. Wir sahen noch, wie die Tochter des Hauses jedem der Tagelöhner eine große Tüpfel mit nach Hause gab und dafür die besten Worte für ihr Wohlergehen einstrich.

So etwa ist der Zu- und Hergang einer „Sichleten“ oder „Rechenlöse“, wie sie in den meisten bernischen Bauernhäusern des Oberaargaus und des Emmentals und des Mittel- und Seelandes abgehalten wird. Er ist noch heute genau so wie vor hundert Jahren, wo der Kanton Bern in seiner Masse noch ein eigentliches Bauernvolk war und wo noch nach der alten Mode gewirtschaftet wurde. Genau so habe ich sie aus der Ueberlieferung von meinem Großvater kennen gelernt. Und zwar war ich bei Sichleten im Bächter- sowohl wie im Bauernhause. Auch hier keinen Unterschied betreffend Speise und Trank, Zu- und Hergang. Einzig etwa die Teilnehmerzahl ist verschieden. Im reichen Bauernhause erscheint oft eine gar mächtige Gesellschaft bei diesem Anlasse, nicht selten auch der Pfarrer oder der



Brächetä, Guggisberger Bauernhaus. Nach dem Aquarell von Moriz, Lith. von Müller. — Friedli, Guggisberg.

Lehrer und Verwandte und Bekannte. Manchem Städter würde es Angst werden, eine solche Gesellschaft auch nur einmal abzufüttern.

Endlich noch ein Brauch oder Festchen, das sich an die Getreideernte knüpft und noch da und dort in einem abgelegenen Krachen des Emmentals gäng und gäbe ist: wir meinen die „Fleglete“.

Um zu erfahren, wie es zu- und hergeht bei einer „Fleglete“, müssen wir schon ins Emmental wandern und zwar auf einen ganz von der übrigen Welt abgeschlossenen Hof, dessen Besitzer zäh am Alten festhält und Neuerungen völlig abhold ist. Es gibt in den entlegensten schluchtartigen Tälern des Emmentals wenig solche mehr, aber ich kenne noch einen, dessen Sohn ich vor Jahrzehnten kennen lernte, und den wollen wir nun besuchen. Hat uns doch der Sohn erst kürzlich eingeladen und uns den 10. Januar empfohlen, da er auf jenen Tag die Fleglete angelegt habe. Ganz eingeschneit lag der Hof vor unsern Füßen, als wir uns gegen Abend dem Hause näherten. Im Hofe mächtige Strohhaufen, zu sogenannten Burdinen gebunden, aus der Tenne dringt ein regelmäßiges Klopfen im Naktakt zu unsern Ohren. Näher tretend, vernehmen wir bald, daß das Klopfen der letzten Tenne gilt. „Seit zwei Monaten“, berichtete nun unser Freund, nachdem wir einander begrüßt hatten, „liegen wir diesem Gewerbe ob. Soeben haben die letzten Garben daran glauben müssen und für ein Jahr können die Flegel nun wieder ausruhen. Mein Vater, er fränkelt und liegt auf dem Ofen in der Hinterstube, kauft doch keine Dreschmaschine, er will davon nichts wissen. Da kann man lange auf der Rütli gewesen sein, wenn man einen so eigenfinnigen Alten hat, der keinem Fortschritt zugänglich ist, hilft alles nichts. Das Schönste an der Geschichte ist immerhin die „Fleglete“, die in einem guten Essen und Wein, bis einem die Ohren gnappen, besteht. Für die reut den Alten nichts! Nun es ist ja bald Abend und du kannst dann selber sehen, wie es zu- und hergeht.“

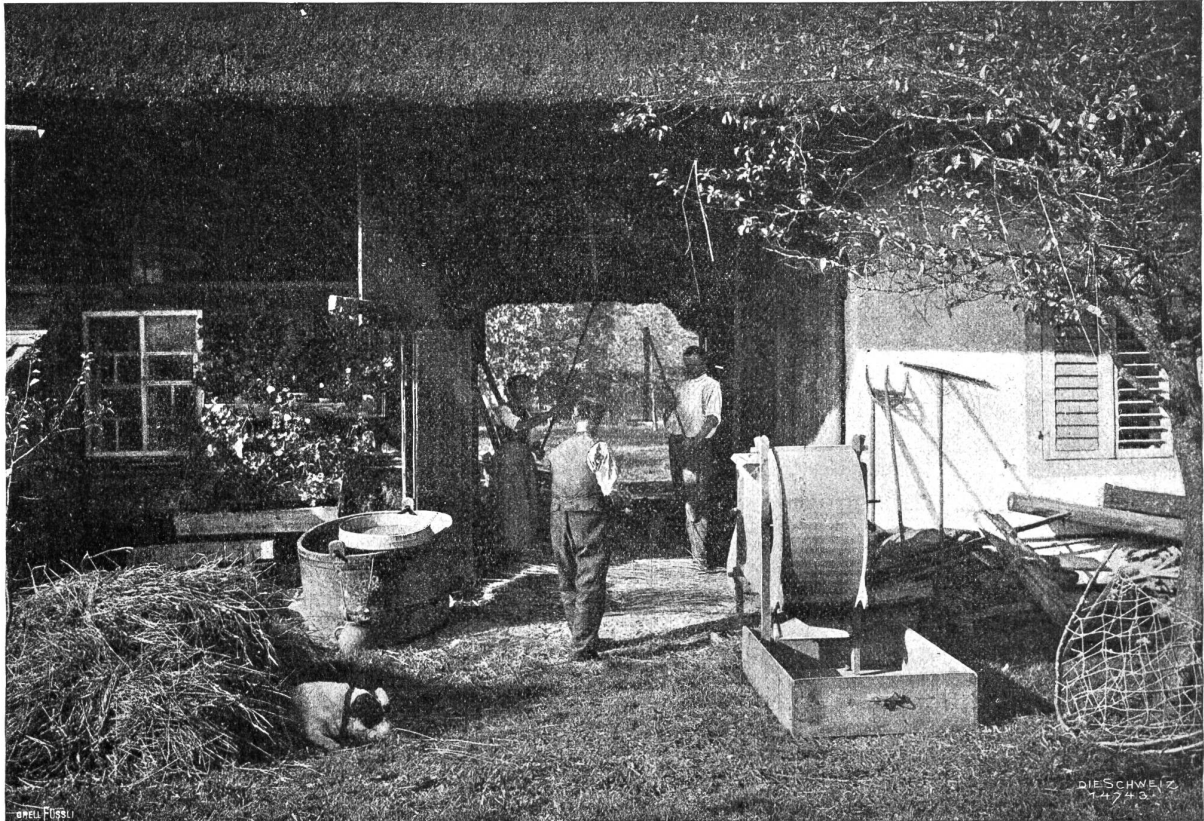
Das Essen war dann tatsächlich gut, es bestand in

einer guten Fleischsuppe, Rindfleisch und Braten und als Zugabe verhabne Rühli. Nach dem Essen wurde lebhaft dem Wein zugesprochen, gesungen und getanzt und Wize zum besten gegeben. Oft wurden sogar recht derbe Sachen erzählt, wobei es sich zeigte, daß die sonst stillsten Wässerlein die tiefsten sind. Auch bekamen wir ganz prächtige Toderleistungen zu hören. Erst gegen Morgen sollen die letzten Festteilnehmer aufgebrochen sein.

Am Morgen erzählte mir der Alte, daß in seinem Hause noch bei einem andern Anlasse ein ähnliches Essen stattfindet wie gestern Abend. Anfang Winter, d. h. wenn die Kälte einsetzt, schlachte er ein oder zwei Schweine, früher oft ein Rind, zum Einsalzen und Räuchern, um Fleisch in Vorrat zu haben, denn er sei sich gewöhnt, wenig Geld auszugeben für Nahrung und Kleidung. Dieses Festchen heiße im Volksmund die „Mehgete“. Auch wirtschaftliche er nicht nach der neuen Mode, dabei schaue doch wenig heraus. Ein Haufen ausgegebenes Geld für Dünger, Sämereien, Maschinen, viel euterfranke Tiere, nichts als Streit mit dem Käser und schließlich doch nicht mehr Einnahmen. Wenigstens habe er noch nie gehört oder gesehen, daß so ein Neumodischer reich geworden sei, im Gegenteil, die Weibel hätten mit diesen mehr zu tun als mit seinesgleichen.

Auf die „Mehg“ zurückkommend, fuhr der Alte fort: „Dieses Schlachten besorgte ich früher selbst, heute halten wir den Mehger. Wenn wir „Mehgeten“ haben, da laden wir Verwandte ein, oder sie kommen auch sonst, mit einem guten Vorwande natürlich, ebenso die „Tauner“ und „Tauerinnen“. Meine Alte versucht sich in der Kochkunst und bei einem wahrhaftigen Mittagessen wird die Mehg gefeiert. Jeder der „Tauner“ erhält einige Würste oder ein Stück Fleisch mit nach Hause, auch den Herr Pfarrer vergißt die Alte nicht, und früher, wo unsere Kinder noch in die Schule gingen, gedachte sie auch des Schulmeisters. Jetzt findet sie, habe es keinen Wert mehr.

Zu meines Vaters Zeiten hatten wir auch ein besonderes Essen im Herbst, wenn der letzte Acker geäet war.



Drescher. In Gösigen, Kt. Solothurn. Photogr. Dr. C. Jaeger; Verlag Gebr. Wehrli, Kilchberg.

Man nannte dieses Festchen „Säiete“; es bestand in einem Essen, wie wir gestern zusammen eines miterlebten. Doch werde die „Säiete“ seines Wissens in keinem Hause mehr abgehalten, selbst nicht in dem seinigen.“

Dem Bauer hätten wir noch lange zugehört, wenn nicht der Sohn gemeldet hätte: „Es ist angespannt, wenn du gehen willst, so müssen wir fahren, es ist höchste Zeit,

das Pferd kann nicht so schnell laufen wie sonst, der Boden ist hart gefroren. . . .“

Anmerkung. Zu diesem Vortrage haben mir folgende Herren und Damen in liebenswürdiger Weise mündliche und schriftliche Mitteilungen gemacht: Frau Gemeindepräsident Reber-Roth, Niederbipp; Großrat Siegenthaler, Trub; Pfarrer Bürgi, Kirchlindach; Chr. Oberli, Langenthal; J. U. Fischer, Ukenstorf.
Der Verf.

Das Erntefest oder Sichlete.

Aus „Uli der Bächter“ von Jeremias Gotthelf.

(Fortsetzung statt Schluß.)

„Es dünkt mich, es sei noch nie so gegangen mit Betteln,“ sagte der dicke Engel, „es ward mir himmelangst für dich; die Leute haben doch je länger je weniger Verstand, und wenn es nicht die Halben versprengt vom Ruchlifressen, so meinen sie, es sei ihnen übel gegangen. Da habe ich dir auch eine kleine Steuer; denn viele werden meinen, wir seien noch auf dem Hofe und kommen unsertwegen, und vielleicht kann ich dir sonst noch helfen.“

Sie stellte einen bedeutenden Butterkübel, den sie hinter Joggelis Rücken aus ihrem Keller stibitz hatte, dem besten Schmuggler zum Trost, auf den Ruchentisch.

„Aber Base, Base! nein, das hat doch wirklich keine Art, jetzt noch so viel Butter! Ihr seid doch gewiß die beste Base unter der Sonne! Was kann ich Euch dagegen tun? Vergelt's Euch Gott zu hunderttausend Malen!“

„Tue nicht so nützlich,“ sagte die Base, „und sag, wo ich dir helfen soll. Es wäre ja unsere Pflicht, auszurichten, was üblich und bräuchlich ist, und daß ihr schon zum erstenmal aufgefressen werdet, wie das Kraut von den Heuschrecken, selb meinte sicher selbst Joggeli nicht. Bloß daß ihr scharf gebürstet würdet, das wohl, das möchte er euch gönnen.“

„Base, glaubt nur, geben tue ich gar gerne; ich fühle es recht, daß Geben seliger ist als Nehmen. Es kommt mir dabei immer vor, als sei ich Gottes selbsteigne Hand, welche er öffnet zur Stunde, damit sich sättigt, was da lebt. Aber wenn es daher geflogen kommt, wie Krähen im Winter über einen spät gefäeten Acker, dann wird es einem doch Angst ums Herz; man kommt in Versuchung und versündigt sich fast, wird ungeduldig, wenn die Zeit verrinnt, der Abend kommt und unsre Leute hungrig kommen und nichts finden.“

„Allweg,“ sagte die Base; „aber wart, ich will dir helfen.“

Nun half die Base; sie machte die Schaffnerin und Spenderin nun wirklich so, daß Breneli Zeit und Stoff für seine Leute die Fülle blieb. Ging jemand unzufrieden weg, so fiel der Groll auf die Bäuerin, deren bekante Gestalt unter der Tür stand und ihn abgefertigt hatte.

Wie Breneli in der Küche, schiwkte Uli auf dem Felde. Es war ein Tag, in welchen sich fast mehr Arbeit drängte, als hinein mochte. Zweitausend Garben sollten eingeführt werden. Mit zwei Stieren führte er den Wagen auf den Acker; war er geladen, so fuhren vier Pferde denselben heim.